

Es ist leicht für die Kenner der Geschichte, zu beweisen, daß die Wilderungen, welche die Praxis der Verachtung der Arbeit erfahren hat, nicht auf Rechnung der kirchlichen Autoritäten kommen; lediglich die weltlich-philosophische Bildung, der es ja überhaupt vorbehalten ist, die Idee der Humanität voll und ganz herauszubilden, hat sie zu Stande gebracht.

Noch im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war der Handwerker von der sogenannten „Vollbürgergilde“ (dem reich gewordenen Patriziat) ausgeschlossen. Diese „Vollbürger“ hatten den Müßiggang zu einer „standesgemäßen Ehrensache“ erhoben; sie gingen in ihrem Dünkel so weit, geltend zu machen: es sei ihr „Recht“, den gemeinen Mann „ohne“ Erb und Ehre, „der von der Arbeit lebt“ — wie es wörtlich in einem Municipalgesetz der Stadt Brüssel vom Jahre 1229 heißt — „ungestrukt befehlen zu können, wo er nicht Gehörd begehrt.“ — Wie folch brutaler Anmaßung gegenüber die Männer der Arbeit ihre Ehre und Würde zu verteidigen wußten, lehrt die Geschichte der Bänke; Handwert und Kunst befreiten sich aus den Fesseln der Knechtschaft.

Und heute? — Ist die Arbeit unter den mancherlei Siegen der Zivilisation und Humanität frei geworden vom tausendjährigen Joch der Verachtung? Wir wissen, der Arbeiter ist gleichberechtigt in Staat und Gesellschaft vom Gesetze anerkannt; dem Gesetze nach gilt er als Gleicher, und wäre er der Ärmste, neben dem Reichsten; in tausend Trümmern zerfallen sind all die unseligen Vorurteile, welche ihn als menschliches Wesen zweiten oder dritten natürlichen Ranges erscheinen ließen, und wahrlich, wir wissen diesen Fortschritt zu schätzen. Aber, aber, der Lebendige Keim der modernen Realtheorie wird überwuchert von der leidigen Praxis der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse, welche die große Mehrzahl der Arbeitenden zu Armut und Noth verurtheilt und auf anderer Seite die Sucht nach mißlosem Erwerb nähren und pflegen. In demselben Maße, wie die Arbeit hauptsächlich noch abhängig ist von Besitzermacht, findet sich hier und da in einzelnen Gesellschaftskreisen auch thatsächlich noch die grundfalsche Verachtung der Arbeit, eine Thatsache, die von gewissenhaften Mitgliedern jener Kreise oft genug unumwunden eingestanden und aufs Schärfste verurtheilt worden ist. Die Erfahrung lehrt, daß gerade diejenigen an diesem Erbfeind leiden, die dem Staate oder Einzelnen in rücksichtsloser Weise durch getreulich allerdings müßige, nichtsbeweiende aber doch unumrührliche und unerschöpfliche Mittel einen Theil der materiellen Güter entziehen, ohne nützliche Verrichtungen zu leisten. Dahin gehört der Wucher mit der Arbeitskraft, mit dem Grund und Boden und mit Lebensmitteln, der tausendmal verwerthlicher und schädlicher ist, als der Kapitalwucher; jener richtet ganze Klassen und Nationen zu Grunde, wie wir an der Arbeiterklasse in den industriell vorgefertigten Ländern und an der irischen Nation sehen. Da geht denn auch noch mit der Verachtung der Arbeit die der Arbeiter Hand in Hand. Man pflegt diese Verachtung zu motiviren, indem man behauptet, der Arbeiter sei „roh“ und „ungebildet“ und erfüllt von „schlechten Leidenschaften“. Wir aber erklären: wo diese Behauptung zutrifft, da kann man doch die Arbeiter deshalb vernünftigerweise nicht mit Verachtung strafen. Verachtung verdienen nur diejenigen, die es ihm an Erziehung fehlen lassen, die, nur auf egoistische Ausbeutung seiner Kraft bedacht,

ihm die Zeit und die Mittel zur Bildung vorzuenthalten und ihn so den schlechtesten Leidenenschaften überantworten.

Doch getroßt! Die siegreich fortschreitende Kultur wird auch diesen letzten Rest des alten Erbfeinds mit seinen modernen Ursachen überwinden und der Arbeit zu der allgemeinen Achtung verhelfen, die ihr gebührt. Das wäre der Abschluß eines der bedeutungsvollsten Akte, die die Geschichte aufweist, und dieser Abschluß wird um so schneller erfolgen, je mehr die arbeitenden Klassen sich aufschwingen zum Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Würde, und je mehr sie den anderen Klassen beweisen, daß es ihnen heiliger Ernst ist um den Erwerb jener einzig wahren und echten Bildung, die aus der Aufrichtigkeit des Geistes heraus zu immer intensiverer Bewältigung der wirklichen Schäden und zu rechter Zeit auch zur humanitären Umgestaltung des allgemeinen Lebens und der ganzen menschlichen Ordnung der Dinge gelangt. Wir fordern vom Arbeiter die Selbsterziehung, welche beginnt mit dem Gebrauch des gesunden Menschenverstandes, und verlassen uns darauf, daß die Macht der Thatsachen die beste Lehrmeisterin ist. Kommende Geschlechter werden dieser Kulturleistung in Dankbarkeit gedenken!

Marmorschritte.

(Fortsetzung.)

Fixir mittel. Um die Farbe auf dem Buchschnitt beim Marmoriren vor dem Ablauen, sowie bei etwaigen Glätzen vor dem Werschneiden zu schützen, ist es notwendig, daß derselbe mit einer ziemlich starken Lösung von Alaun in Wasser vorher angeseuchtet wird. Der Alaun geht nämlich mit der in der Farbe vorhandenen Galle eine Verbindung ein und hält sie auf diese Weise auf dem Buchschnitt fest. Folgendes Beispiel wird dies deutlich erklären: Man löst in warmem Wasser etwas Alaun auf und setzt diesem einige Tropfen Galle zu. Sofort wie die Galle mit dem Alaunwasser in Verbindung kommt, gerinnt derselbe und bildet dann eine febrige Masse. Ganz dieselbe Vorgang findet beim Marmoriren statt, denn sobald die gallhaltende Farbe mit der aluminirten Schnittfläche in Verbindung kommt, verbindet sich die Galle in diese febrige Masse und hält auf diese Weise die damit verbundenen Farbstoffe auf dem Papier fest. Gewöhnlich findet dieser Punkt in Buchbindereien zu wenig Beachtung. Es werden da die Bücher marmorirt, ohne daß dieselben mit Alaunwasser angeseuchtet werden. Damit nun die Farbe einigermaßen hält, wird derselben mehr Galle zugesetzt und die Schritte werden dadurch viel zu blaß; denn ein Tropfen Galle macht die Farbe viel blässer, als dies vielleicht fünf Tropfen Wasser thun.

Ungeleimtes, sogenanntes Druckpapier, saugt Farbe und Grund begierig auf. Dieses darf man natürlich nicht anfeuchten, im Gegentheil, man muß diese Bücher beim Marmoriren recht fest zusammenendrücken, weil sich die Farbe leicht in das Papier hineinzieht. Die Alaunlösung wird auf folgende Weise zubereitet: Man gießt in ein Gefäß ein Liter Wasser, schüttet 200 Gramm Alaun hinein und macht das Ganze recht heiß, dadurch wird der Alaun vollkommen gelöst. Denselben im kalten Wasser aufgelöst, bildet eine zu schwache Lösung für unseren Zweck, da sich der Alaun im kalten Wasser nur in sehr geringer Menge auflöst. Außerdem giebt es noch ein anderes Mittel, um die Farbe auf der Schnittfläche hafter zu machen. Es ist dieses nichts Anders als Wasser, dem einige Tropfen Salzsäure oder Schwefelsäure

zugesetzt wird. Ein Tropfen von dieser Mischung auf die Fänge gebracht, darf nicht stärker als wie Essig schmecken.

Dem Alaun gegenüber hat das Säurewasser den Vortheil, daß man die Schritte nach dem Bestreichen wieder trocknen lassen kann. Selbst einige Stunden nach dem Anfeuchten fängt sich die Farbe auf der Schnittfläche leicht. Bei Alaunwasser ist dieses nicht der Fall. Die aluminirte Schnittfläche muß immer noch etwas feucht sein, wenn sie die Farbe annehmen soll. Ist sie noch zu naß, so löst die Farbe aus, ist sie zu trocken, dann nimmt sie Grund und Farbe gar nicht an. Nach einigen Versuchen wird man allerdings den richtigen Feuchtigkeitsgrad bald herausfinden.

Wenn auch die Farbe auf dem Papier oder der Schnittfläche nach dem Bestreichen mit Säurewasser viel leichter fängt, so kann dasselbe jedoch nicht bei allen Farben und Schnittarten angewandt werden. So wärden sich die Farben dabei etwas verziehen. Die Säure verwandelt die Galle nicht in jene febrige Masse, wie es der Alaun thut. Die Leimung des Buches wird nur auf der Schnittfläche etwa eine Linie tief gerührt, dadurch wird das Papier dann wie ungeleimtes. Die Farbe fängt sich leicht ein und durch den Grund, welcher sich zu gleicher Zeit mit in das Papier einlagert, wird die zerstörte Leimung wieder hergestellt. Am praktischsten ist das Säurewasser bei Feinabermarmor, wenn derselbe mit blau und rother Farbe angefertigt wird. Man kommt damit viel rascher vom Fied, als wie mit Alaunwasser.

Der Feinabermarmor.

Soll diese Schnittart auf einem Grunde von Carrageenmoos gemacht werden, so muß dieser entweder einige Tage alt sein, oder einen genügenden Zusatz von Borax oder Soda haben, wie es bei der Beschreibung dieser Grundart bereits angebrhen wurde. Man gießt dann von dem Moosgrund durch ein Stück Leinwand oder einem ganz feinen Sieb so viel in den Marmorirteffel, daß der Grund etwa 1 1/2 Ctm. hoch darinnen steht. Diefem setzt man so viel weißes Wasser zu, daß die ganze Mischung ungefähr 4 Ctm. hoch im Kasten steht. Genauer läßt sich das Verdünnungsverhältniß nicht angeben, da viel auf die Qualität des Mooles ankommt, indem eines schlechterer als das andere, mithin auch ausgiebiger ist. Das Ganze wird dann gut untereinander gerührt und der dadurch entstandene Schaum mit dem Streichholz sauber abgetrieben. Ist der Grund zu dünn, dann ist er auch zu beweglich und die darauf geworfene Farbe schwimmt mit demselben herum und nimmt alle möglichen Formen an. In diesem Falle muß natürlich etwas stärkerer Grund zugesetzt werden. Ist er zu dick, dann breiten sich die dazu gerichteten Farben nicht gehörig aus und muß dann selbstverständlich entsprechend Wasser zugegeben werden.

Die Farben. Bei der Marmorirfarben, richtet man sich am besten in zwei separaten Gefäßen, von denen jedes 100 Gramm hält. Das eine fällt man mit 1/2 Theil blau, das andere ebensoviel mit roth. Beiden setzt man 1/2 Theil weißes Wasser und 25-30 Tropfen Galle zu. Man berechn dies aber so, daß noch ein kleiner freier Raum in dem Gefäßen bleibt, damit das Ganze gut untereinandergerührt werden kann. Die blaue Farbe gießt man dann in ein kleines Glaschen, die rothe aber in einen ungefähr 12

Ctm. breiten und 15 Ctm. hohen Topf. Das Sprengwasser muß ebenfalls in einem genügend großen Gefäß angemacht werden, damit man den breiten Schlagpinsel bequem eintauchen kann. Zur Richtigung des Sprengwassers nimmt man 1 Theil venetianische Seifenlösung auf 4 Theile Wasser. Am besten ist es aber, wenn warmes Wasser dazu genommen wird, da sich die Seifenlösung mit kaltem Wasser schwer mischt. Die Mischung würde bei kaltem Wasser zuerst nicht dick genug sein und man müßte mehr Seifenlösung zugeben. Nicht und nach würde sich dieselbe doch auflösen und das Ganze wäre nachher zu dick. Um dieses zu vermeiden, ist es besser gleich warmes Wasser zum Verdünnen zu nehmen. Sind die Farben und das Sprengwasser auf diese Weise gerichtet, so kann man mit dem eigentlichen Marmoriren beginnen.

Der Grund wird zuerst sauber abgetrieben; dann nimmt man einen Pinsel mit krumm gebogenen Borsten, taucht diesen in die blaue Farbe, rührt gut um, klopft wieder etwas aus und trägt, mit leichtem Schläge über den Rißfinger der linken Hand, 3-4 Tropfen neben einander auf die Grundfläche, doch so, daß ein Tropfen in den anderen nahe zu stehen kommt. Höchstens 4 Tropfen müssen genügen, um fast die ganze Grundfläche zu bedecken. Nach diesem nimmt man den größeren Reistropfpinsel, welcher 1/2 kleiner als der Schlagpinsel ist, taucht diesen in die rote Farbe, rührt ebenfalls gut um und schlägt ihn, aber innerhalb des Topfes, an den Seitenwänden wieder ziemlich aus. Als feste Unterlage zum Auftragen mit diesem großen Pinsel dient ein ungefähr 30 Ctm. langer und 2-3 Ctm. dicker Stod von hartem Holz. Man schlägt den Pinsel von rother Farbe über diesen Stod von rechts nach links, in kurzen, schnellen Schlägen, dadurch erzielt man kleine, dicht nebeneinander stehende Tropfen, was mit kleinen Pinseln, die man über den Rißfinger schlägt, nicht möglich ist.

Das Sprengwasser wird auf eben dieselbe Weise aufgetragen, doch muß man dabei noch länger und schneller schlagen, von rechts nach links dicht nebeneinander, aber ja nicht mehr rüchwärts, denn dadurch würden die Aeren zerreißen. Das Aeren steht aber nicht augenblicklich in der nöthigen Freiheit, es zieht sich erst nach und nach, etwa bis man die Bücher zum Eintauchen gebracht hat. Dadurch unterscheidet sich die Seifenlösung, als Sprengwasser benutzt, in vortheilhafter Weise von dem Gallenwasser, welches man früher (und zum Theil auch jetzt noch) zur Herstellung des Reistropfs benutzte. Beim Gallenwasser muß die Stärke des Schläges mitwirken, dadurch zerreiht aber das Aeren zu leicht. Bei der Seifenlösung ist fast das Gegenteil der Fall; hier wirkt der Schlag weniger, die Seife treibt mehr durch ihre eigene Schärfe und das Zerreißen der Aeren kommt nicht so leicht vor. Trotzdem erfordert das Auftragen des Sprengwassers immerhin einige Übung, denn es kommt nicht allein sehr viel darauf an, in welcher Entfernung vom Grund, sondern auch in welcher Richtung zur Länge des Kastens man den Schlagpinsel und den Stod, welcher diesem als Unterlage zum Aufschlagen dient, hält. Die Entfernung des Stodes vom Grund muß ungefähr 10-15 Ctm. sein, den Pinsel schlage man nie zu stark darauf, denn sonst zerreißen die Aeren sofort. Wer eine schwere Hand hat, schlägt namentlich immer zu stark, dadurch wird aber das Sprengwasser und theilweise auch die Farbe in den Grund geschlagen. Der fertige Schnitt sieht dann aus, als wenn die Aeren einen Schatten hätten. Zu gleicher Zeit wird auch der Grund unsauber, Sprengwasser und gallhaltende Farbe mischte sich mit diesem und bald zeigt es sich, daß die Farben auf einem solchen Grunde nicht mehr recht treiben. Im großen Ganzen ist folgendes beim Auftragen des Sprengwassers zu beachten: Schlägt man den Pinsel darauf auf den Stod, daß das Reistropf

Weihnachten.

Von Christian Hlaggen.

„Friede sei allen Menschen auf Erden,“ hat der alte Karl Homair gesagt und hat in das Tagelicht geschaut, das vor ihm auf dem Tisch gestanden ist. Muß ihm aber gebendelt haben, denn nach einer kurzen Weile ist er mit seiner stachen Hand über seine Augen hingefahren, hat mit dem Kopf geschüttelt und hat dann gefußt, ein bittert spöttisch, ein bittert schmerzlich. Dann ist der alte Homair aufgestanden und ist im Zimmer auf und abgegangen.

„Nix“, schimpft er vor sich hin, „nix, es ist nix, gar nix. Ein solcher Frieden das. Wenn man in die Luft schnappen muß, damit das Mundwerk wenigstens etwas zu thun hat, weil's zu Ohren eh nicht mehr viel kriegt. Es ist nix. Gebimmelt wird jetzt, der heilige Abend ist da, die schöne Zeit des Lebens ist gekommen, aber steigen thut man doch nichts, als höchstens Grobheiten vom Hausberrn, weil man keinen Zins zahlt. Deizel, Deizel, es ist nix.“

Wie der Homair gerade so redet und im Zimmer auf und ab humpelt, kommt sein Tochterkind, die zehnjährige Fanny, und stellt sich vor den Alten hin und sagt:

„Du, Grobwater, die Meyer'schen haben einen schönen Baum und viele schöne Lichter in den Zimmern.“

„Hat sich was mit dem schönen Baum“, brummt der Alte, „was geht mich der Baum an. Die Meyer'schen schenken mir nichts und dem Vater und der Mutter nichts und der Anna nichts und Dir auch nichts. Verstehst mich?“

„Sollten mir die eigentlich was schenken?“

„Fragst Du dumm, Mädel“, lachte der Alte, „die Weihnacht ist die Zeit des Gebens, das muß Du doch schon in der Religionsstunde gelernt haben. Aber wenigst schaut's mit dem Geben aus; die Reichen geben Alles ihren eigenen Kindern, damit sich die den Wagen verderben und der Doktor wieder große Rechnungen schreiben kann. Wenn wir uns den Wagen verderben, aber nicht vom zu viel, sondern vom zu wenig essen, von wegen dem wenigem Geld, da leid's keinen Doktor. So, jetzt laß mich in Ruh mit dem Meyer'schen ihrem schönen Baum.“

„Aber Du bist grandig“, sagt jetzt Fanny, „ich woll', ich hätt' —“

„Auch einen solchen schönen Baum?“ fragte schnell der Homair, „freilich, natürlich, das ist ja das Wunderbelige dran, Mädel, daß wir gar nie haben, gar nix. Und von dem reichen Leut ihre Pracht anschauen, wirst nicht fett. Da wird das Gift und die Gall' in einem nur immer noch größer. Es ist nix, gar nix.“

Das Mädel brüht den Kopf gegen die Fenster-scheiben und schaut in die Nacht hinaus, ob es keinen Lichterbaum erschaun kann. Derweilen kommt der Vater ins Zimmer und wirft seinen Hut auf den Tisch und läßt sich auf den Stuhl niederfallen.

„Wieder nix?“ fragte der alte Homair.

„Wieder nix“, entgegnete der Schwiegerjohn. Dann ist's ruhig im Zimmer. Der große, starke Mann stüt den Kopf in beide Hände und starrt vor sich hin. Der Alte brummt zwischen den geschlossenen Jähren hindurch und die Fanny schaut noch immer zum Fenster hinaus, ob sie keinen dornenden Weihnachtsbaum erschaun kann.

„Ja, ja!“ beginnt jetzt der Vater, „wieder nix!“

„Der Deizel soll's hohes“, schimpft der Alte, „jetzt sind Sie den ganzen Tag wieder herumgelaufen, haben in der Gewerkschaft nachgehaut, nach einer Arbeit, und wieder nie! Und jetzt ist's Dezember. Wenn das erst Januar und Februar wird — nachher muß es gut werden. Und da halten's Weihnacht. Ausverkauf, zu Geschenken, beste Weihnachtsgabe, so heißt der Schwimmel in der Zeitung, und nix ist's. Jetzt haben Sie keine Arbeit, und wenn meine Tochter nicht wäre —“

„Es find' ihrer auch zuviel“, seufzte der Mann.

„So, oh“, murkte der Alte, „jetzt da schau her. Ich bin jzt wieder an Allem schuld. Was brauch' denn ich alter Mann? Nix brauch' ich. Das bittert Doch und das bittert Wänd und das bittert Stroh werden Sie mir wohl verzeihen, Herr Schwieger. Wär ich drei Jahr früher auf 's Welt kommen, dann wär ich jetzt Staatspensionirter in der Altersversorgung mit hundertvierzig Markten. Und so, was hab' ich so? Und jetzt wird mir auch noch von Ihnen gesagt, daß einer zwil in der Stuben herin ist. Am heiligen Abend wird mir das gesagt. Pah, hat sich was mit dem heiligen Abend. Wenn meine Tochter nicht wär.“

„Ach, find's doch still, Vater“, sagt jetzt der Schwiegerjohn. „Fehlt grad noch, daß wir uns herumkreieren, wo ich kaum weiß, ob wir morgen noch etwas zu essen haben.“

„Ist ja auch wahr“, brummt der alte Homair, „ist man ein altes Leut, dann wird man überall herumgeschoben.“

Da der Schwiegerjohn jetzt nichts mehr entgegnet, ist auch der Homair ruhig, die Fanny redet schon lang nichts mehr — so ist's still in der armliegigen Stube. Der Alte raucht aus einer

Pfeife, damit die Luft im Zimmer noch düstiger wird. Nach einer Viertelstunde kommt die Frau.

„Wißt da?“ fragt der Mann.

„Ja wohl“, entgegnet die Frau, „hast was ausgerichtet?“

Der Mann schüttelt mit dem Kopf. Dann fragt er: „Haben sie Dir etwas gebracht?“

Fanny springt zur Mutter: „Was haben Sie denn gefriegt?“ Die Frau ist Züchterin und kommt eben von der Dienerschaft.

„Was werden sie mir denn gegeben haben?“ sagt die Frau, „drei Mark, paar Äpfel, Nüssen, Lebkuchen, eine Schürze und einen Kleiderhoff.“

„Das Wib breitet die Geschenke auf den Tisch aus.“ „Schöner Stoff“, sagt der Mann.

„Was haben denn wir von dem Stoff“, rüßt der alte Homair hervor, „die Rechnung für die Kästchen zahlen's ja eh nicht. Die Schürzen, da haben's sich nicht mehr gehan. Und die Äpfel, da essen halt die nothigen Kinder ein paar weniger, und drei Mark — das ist schon eh' nix. Sind selber Hungerleider.“

„Besser ist's wie nichts“, meint die Frau.

„Hoh, wohl“, sagt der alte Homair und paßt seine Knahe in die Luft, während Fanny schon einen der Kessel in ihre Hände genommen und hineinbeißt.

„Wie das 'nausgeht“, sagt jetzt der Mann, „wenn ich keine Arbeit krieg?“

„Kopf hoch, Alter. Werden uns schon durchfretten. Die Anna verdient ja auch was.“

„Ja, ja. Aber es reicht doch nicht. Heilige Nacht und der Ganger dazu. Muß mich zumammelnnehmen, damit ich nicht laß.“

„Geh, Alter, jetzt sei still. Fanny, hol' zweimal drei Quart. Heut' verungern wir noch

nur wenig darüber hinaus ragt und recht kurz und schneil, so erhält man ein ganz enges Adernetz. Je länger man das Reistiro über den Stock beim Aufschlagen hinauszogt, um so leichter und langsamer man schlägt, desto weiter wird das Adernetz. Hält man den Stock in derselben Richtung wie die Langseite des Kastens ist und schlägt den Winkel sojaglich im rechten Winkel darüber, so werden die Ader gleichmäßig rund. Streckt man sich ganz leitwärts, daß der Stock im rechten Winkel zu den Langseiten des Kastens und der Winkel in gleicher Richtung zu denselben zu stehen kommt, so wird nur die Mitte des Grundes vom Sprengwasser getroffen, dasbleibe treibt nach den Langseiten des Kastens hin und die Ader werden länglich und schmal. Welche Form des Adernetzes am schönsten ist, bleibt natürlich Geschmackssache.

Das Zurückziehen des Gummi-Traganths zu dieser Schnittart ist das gleiche wie beim Caragernemoos. Man kann ihn nicht allein frisch gebrauchen, sondern auch alt, selbst wenn er schon sauer ist. Im letzteren Fall muß er so dünn wie möglich gemacht und das Sprengwasser sehr schwach gemacht werden, weil der saure Grund der scharfen Eisenlösung zu wenig Widerstand leistet. Sollte es dennoch vorkommen, daß das Adernetz zerfällt, so legt man dem Grund die schon mehrfach genannte Borax- oder Sodaaufgussung zu. Soda wirkt sicherer als Borax doch wird dadurch die Farbe ziemlich blaß, weshalb man derselben etwas dickere Farbe zusetzen muß. Auch das Sprengwasser muß dann wieder etwas stärker gemacht werden. Wird Feinadmarmor auf Moosgrund gemacht, so müssen die Wüchserstücke, welche marmorirt werden sollen, entweder mit Mannwasser angefeuchtet oder mit Säurewasser gebleicht werden. Wenn es den Farben nichts schadet, so ist letzteres vorzuziehen, weil man die Schritte wieder trocken werden lassen kann und somit nicht wie beim Mannwasser, auf den richtigen Feuchtigkeitsgrad Achtung zu geben hat. Auf Gummi-Traganth hält die Farbe meist ohne daß man den Schnitt anfeuchtet oder beizt, mit Ausnahme recht stark geleimter und fest gewalzter Papiere. Die Bücher werden zwischen Spalten genommen und in etwas schiefer Richtung von links nach rechts in den Kästen getaucht. Den überflüssigen Grund läßt man wieder in den Kästen zurücklaufen und um des Trocknens zu beschleunigen, tupft man mit einem feinen Schwamme den noch darauf befindlichen Grund ab.

Vordruckschnitt macht man am besten vor dem Rundmachen, somit es jedoch vor, daß sie ringsum gleichmäßig und rund sind, so müssen sie ganz gleichmäßig gerade gezogen werden; der Ober- und Unterschnitt muß, soweit er mit eingetaucht wird, vorher angefeuchtet werden, damit auf demselben keine Farbe haftet. Ebenso muß beim Oben- und Untermarmorieren der Vordruckschnitt, soweit er eingetaucht wird, angefeuchtet werden, weil sonst die Farbe doppelt darauf käme, was gerade nicht besonders schön ausfällt.

Der Feinadmarmor läßt sich noch auf eine andere Weise herstellen und zwar auf folgende: Als Grund eignet sich hierzu nur Gummi-Traganth und zwar muß derselbe bedeutend dicker genommen werden, fast noch einmal so dick als bei der vorher beschriebenen Manier. Die Farben werden dünner gemacht und zwar 1 Theil Farbe, 1 Theil Wasser und 30-40 Tropfen Galle, auf das 100 Gramm-Fläschchen gerechnet. Die blaue Farbe wird dann nicht in großen Tropfen aufgetragen, sondern ganz genau so wie die rote, das heißt, man schlägt sie mit einem großen Reistropfen über den Stock und zwar in kleinen, dicht nebeneinander stehenden Tropfen. Auf diese kann die rote, in eben derselben Weise und zuletzt das Sprengwasser, welches aber bedeutend schwächer genommen werden muß.

Den Vorteil hat diese Manier vor der anderen, daß man die Wüchserstücke nicht anzu-

feuchten braucht, weil durch den dicken Grund und die dünnen Farben letztere leicht auf dem Papier haften. Weiden jedoch beim Auftragen der Farben zu große Zwischenräume vom leeren Grund sichtbar, so erhält das Adernetz ein sehr gerissenes Aussehen. Die ganze Methode erfordert mehr Übung als die zuerst beschriebene. (Schluß folgt.)

Korrespondenzen.

Berlin. In unserer Versammlung vom 20. November hielt Genosse Sassenbach einen Vortrag über: „Der christlich- und soziale Staat in Paraguay“. Redner beleuchtete die kommunikativen Einrichtungen dieses von Jesuiten gegründeten und geleiteten Gesellschaftsgebüdes, das eine Realisirung der von dem Dominikaner Campanelli in seinem Werke „Der Sonnenhaum“ zum Ausdruck gebrachten Anschauungen bildete. Trotz der Rückständigkeit der Produktionsweise zur Zeit dieses Jesuitentum und trotz der verhältnismäßig niedrigen Kulturstufe seiner Einwohner (Indianer), sowie endlich trotz der unangehörigen Nichtkämpfer, die der Jesuitenorden sich und dem Papst zu Ruge dem Lande entzog, war die Lebenshaltung der Bewohner im Vergleich zu den benachbarten Völkern eine sehr viel höhere. Darum war auch die Liebe zum Gemeinwesen stark ausgeprägt, der enstliche Untergang dieses Staates war auch nicht durch innere Ursachen hervorgerufen: das Mächwort spanischer Monarchen, unterstützt von räuberischen Soldatenhorden, machte ihm vielmehr ein Ende. Kluge Berechnung hielt die Jesuiten ab, den indianischen Einwohnern eine allseitige Bildung zu geben; sie sicherten dadurch ihrem Orden die Oberleitung und reiche Einkünfte. Dies ist es auch, was die modernen Kommunisten, die Sozialdemokraten, verworfen, deren Gegner hätten also nicht den mindelsten Anlaß, den Jesuitenlat gegen sie auszuspielen. Thun sie es aber dennoch, so möge man sie nur verweisen auf die gesicherte Lebenslage, in der ehemals die Einwohner Paraguays sich befanden, und auf das Gland, das sie jetzt bedrückt. Dem Vortrage wurde lebhafter Beifall.

Sodann erfolgte die Abrechnung vom Saus-foucieregenügen; es wurden beinahe 414,40 M., ausgegeben 253,25 M., verbleibt ein Ueberschuß von 161,15 M. Vom Buchbinder Jensen steben noch 77 Willeus aus. Für die streitenden Berufs-genossen in Brandenburg wurden abermals 50 M. bewilligt, dergleichen für Marken der General-kommission 33,60 M.

In einer früheren Korrespondenz wurde be- züglich über den P. oßz Schbard contra Vieher. Aus diesem Prozeß war eine Anklage wegen M.ineid hervorgegangen, gerichtet gegen einen Kollegen W., der als Zeuge gebirt hatte. Da dies in weitere Kreise gedrungen ist, set hier be- merkt, daß sich für diese Anklage keinerlei Beweise ergeben haben und dieselbe von der Staatsanwalt- schaft niedergebunden worden ist.

In der Versammlung vom 4. Dezember sprach Genosse Dr. Pinn über: „Alte und neue Moral“. Redner zeigte an der Hand der Geschichte, wie die Moral zu allen Zeiten nichts anderes war, als der Ausdruck der D. ntwerte der Gesellschafts- glieder, wie er sich auf die Grundlage der Wirt- schaftsbildung bildete. „Im gleichen Maße, in dem die Umwandlung der Produktionsweise sich vollzieht, ändert sich auch die Anschauung der Menschen über „Gut“ und „Böse“. In einer Wirtschaftsbildung, die auf dem Interessengegen- satz fundirt, muß die Moral, entsprechend der Klassenzugehörigkeit, eine verschiedene sein. Das, was der Besitzende als sehr verdienstlich an- sieht, erscheint dem Besitzlosen in anderem Lichte, und umgekehrt. Eine einheitliche Moral hat zur Voraussetzung gleiche wirtschaftliche Lage aller Gesellschaftsmitglieder.“

Zu der in der letzten Korrespondenz behan-

elten Angelegenheit des Kollegen Macat hatte der darin erwähnte Herr Niederb. (Beführer bei A. belm) in Nr. 265 des „Vorwärts“ eine Be- richtigung erlassen; der Vorstand gab nunmehr die Ergebnisse der Untersuchung bekannt, die er im Auftrage der vorausgegangenen Versammlung in dieser Sache geführt hatte. Herr Niederb. hatte behauptet, Kollege Macat sei nicht wegen seiner gewerkschaftlichen Thätigkeit oder wegen der Mitteilungen, die er der Arbeiter-Sanitäts-Kommission gemacht haben sollte, entlassen worden, seine Entlassung habe vielmehr erfolgen müssen, weil er sich den bei der Firma A. belm beschäf- tigten Arbeiterinnen gegenüber ungebührlich benommen habe. Herr A. belm, den der Vorstand um Auskunft gebeten hatte, hat geantwortet, die Ent- lassung M.'s sei erfolgt in Folge eines anonymen Schreibens, in dem Macat denunziert wurde als Verfasser der Publikation der Arbeiter-Sanitäts- Kommission über die sanitären Verhältnisse in der A. belmschen Fabrik, und in dem weiter gefagt sei, er benehme sich ungebührlich. Die Entlassung sei gegen den Willen des Verführers erfolgt und Herr A. belm habe, da M. bestritt, die ange- zogene Notiz veröffentlicht zu haben, dieselbe rück- gängig machen wollen. Das A. belmsche Personal hat in einer Sitzung bestätigt, daß Macat „Dum- mheiten“ gemacht habe.

Der Vorstand hat als festgestellt angenommen, daß M. sich nicht so benommen hat, wie es or- ganisierten Arbeitern ziemt, und sprach hierüber die schärfste Mißbilligung aus. Durch das Schrei- ben des Herrn A. belm sei aber auch bewiesen, daß der Hauptgrund zur Entlassung die nicht zugefokobene Mittheilung an die Arbeiter-Sanitäts- Kommission gewesen ist und sage die Berichtigung des Herrn Niederb. die Unwahrheit, indem sie dieses bestritt. Dagegen sei glaubwürdig dar- zulegen, daß nicht Herr Niederb. die Klageung betriebe hat. Ueber die Denunziation einer im Interesse der Arbeiterschaft liegenden Handlung, wie dies die Mittheilung an die Arbeiter-Sanitäts- Kommission war, gab der Vorstand seiner Be- achtung Ausdruck.

Sodann wurde aufgefordert, zum Zweck eines besseren Ausbaues der Organisation Werkzeu- Vertrauensleute zu wählen und deren Adresse dem Vertrauensmann der betreffenden Branch mitzu- theilen. Der Vertrauensmann der Buchbinder erhielt den Auftrag, die Verhältnisse in der Buch- binderei von S. K. z. w. s. t. Jerusalemstraße 66, zu untersuchen.

Wien. Wie in voriger Nummer mitgetheilt, ist der leittrige erste B. v. o. l. m. a. g. l. e. s. a. n. s. 78 Mark als von W. i. s. u. n. t. e. r. s. i. c. h. t. s. e. h. e. l. l. e. t. Man hielt aber auch das Mittheilungsbuch Nr. 2473 von Hugo Reihorn aus Dresden und dürfte es nicht ausgeschlossen sein, daß sich W. i. s. u. n. t. e. r. s. i. c. h. t. s. e. h. e. l. l. e. t. mit dem W. i. s. u. n. t. e. r. s. i. c. h. t. s. e. h. e. l. l. e. t. Nr. 2473 auf die Reise begeben hat. Bei etwaiger Vorzeigung des genannten Buches bitten wir, dasselbe abzugeben und an A. W. i. s. u. n. t. e. r. s. i. c. h. t. s. e. h. e. l. l. e. t. B. l. p. r. o. g. a. s. s. e. 9 11 in Köln zu senden. A. W.

Zürich. Da jetzt unsere Minimallohnbe- wegung als abgeschlossen zu betrachten ist, sehen wir uns genöthigt, auch die Kollegen außer- halb Zürichs davon in Kenntniß zu setzen. Es fanden in dieser Angelegenheit vier öffent- liche Versammlungen statt, welche durchschnittlich von 100 Kollegen besucht waren. Die erste Ver- sammlung, am 11. November, beschloß, auf die Forderung eingzugeben, und wurde zu diesem Zweck ein Zirkular an sämtliche Züricher Buch- bindereimeister verfaßt. Hieraus erhielten wir eine Antwort, welche wir am allermeisten er- wartet hatten: einen vier Seiten langen Brief, in welchem die Meister mehr in höflicher als in verhängnisvoller und gerechter Weise unsere For- derungen und Gründe behandelten. — Der Brief wurde in der öffentlichen Versammlung einfach als gemein bezeichnet. — Hierauf wurde das

Bundeskomitee des schweizerischen Gewerkschafts- Bundes beauftragt, die Sache in die Hand zu nehmen. Letzteres berief nun eine Meisterver- sammlung ein, in welcher absolut nichts für uns erreicht wurde.

In der dritten öffentlichen Versammlung wurde eine Resolution angenommen in dem Sinne, daß die Versammlung mit den bisherigen Zugestän- nissen nicht zufrieden sei, und, falls es dem Bundes- komitee in der andern Tags mit den Meistern stattfindenden Versammlung nicht gelingt, andere Requirate zu erzielen, so sei am darauffolgenden Montag in den Streik einzutreten.

Auf diesen Beschluß hin bewilligte der Vor- stand des Meistervereins im Prinzip einen Mini- mallohn von 4 Fr.; für die weniger befähigten Arbeiter konnten sie sich hierzu jedoch nicht ver- pflichten. — Die letzte Versammlung erklärte sich damit zufrieden, und liegt es jetzt hauptsächlich an den Kollegen selbst, daß sie darauf sehen, daß die Vereinbarung seitens der Meister nicht um- gangen wird.

Dies ein vorläufiger Bericht, ein ausführlicher erscheint noch und werden wir in demselben auch den famosen Meisterbrief und die gefaßten Be- schlüsse und Resolutionen veröffentlichen.

Mit Vubergang
Der Vorstand.

Der Werth ärztlicher Gutachten

trat kürzlich in einer zu Gagen in Weiffalen ab- gehaltenen Sitzung des Landgerichts zu Tage. Das gesprochene Urtheil bildet ein so seltsames Stück aus dem Buche der deutschen Rechtsprege, wie wohl kaum noch eines gefunden worden. Des Betrages angefangt war der bislang unbe- rufte Fabrikarbeiter J. Weber aus Lüttenberg. Der fortwährende Mann betrat die Anklagebank mit hochwürdigem zitterndem Arm und zitternder rechter Hand, wie man es bei mit Weistand behafteten Personen zu sehen gewohnt ist. Er ist beschuldigt, dieses Zittern der Hand zu simuliren, um sich die Kleinfalten der Klein-Weiß, Maschinen- bau- und Metallindustrie-Berufsgenossenschaft (monatlich 36 Mark) zu sichern. Diese schwierige Simulation soll der Angeklagte über fünf Jahre lang mit solcher Energie und Konsequenz durch- geführt haben, daß es jetzt erst der ärztlichen Beobachtung gelungen sei, ihn zu entlarven. (?)

Am 7. Januar 1887 erlitt Weber beim Ar- beiten in der Fabrik einen Bruch des rechten Oberarmes. Er wurde ärztlich behandelt, die Sache heilte, aber weil der Patient über Schmerzen, Steifheit und Gefühlslosigkeit im rechten Arm klagte, wurde er zur weiteren Behandlung nach Siegen geschickt. Nach seiner Entlassung zeigte sich bei ihm das beständige Zittern des Armes und der Hand, wie es noch jetzt sichtbar.

Es wurden zunächst sechs ganz unverständliche Zeugen aus Lüttenberg vernommen, die den Mann fortgesetzt beobachtet haben und zwar in Augenbilden, wo er sich nicht beobachtet glaubte. Sie alle behaupten, sie nicht anders als zitternd ge- sehen und halten Simulation für ausgeschlossen. Auf Veranlassung des Arztes haben ferner eine Krankenschwester und ein Krankenwärter den An- geklagten im Schlafe beobachtet und beide haben gesehen, daß die Hand auch dann zitterte.

Die ärztlichen Gutachten ergaben ein wesentlich anderes Resultat. Allerdings waren sie keines- wegs einig. Der erste Arzt, der den Kranken von vornherein behandelt hat (Dr. med. Rötger- Lüttenberg) hat behauptet, daß das Zittern von dem erlittenen Unfall herrühre und daß W. durch die Folgen des Unfalls körperlich so herunter- gekommen sei. Er bezweifelte nicht die theilweise Erwerbsunfähigkeit des Weber.

Der zweite Gutachter (Dr. med. Böcker-Lütten- berg) hat ebenfalls das Zittern für natürlich und auf den Unfall zurückzuführen, glaubt aber, daß der Angeklagte stark übertriebe, und hält

nicht. Die Anna wird schon auch was geschenkt kriegen.“

„So noble Sachen, wie Du vielleicht“, lacht spöttlich der Homaiet.

Fanny bringt das Bier.

„Der will auch von die armen Leut reich werden“, brummt der Alte und schaut in den Kug. „Das sollen drei Quart sein. Eine gute Halbe ist's, sonst nix.“

„Trinken's nur, Vater“, sagt die Frau.

Wenn wir einen Baum hätten, wär doch viel schöner“, meint jetzt Fanny schüchtern.

Mann und Frau sehen sich an, reden aber Beide kein Wort. Nur der Homaiet meint:

„Wä' auch schöner, wenn Du nicht so bumm daher reden thätst.“

Daraufhin ist das zehnjährige Mädchen wieder still und sieht zu den Leblichen hinüber. Hät' ihr halt gut gefallen, ein Tannenbaumel auf dem Tisch und brennende, farbige Kerzen und Zunderkerz an den Zweigen. Dem Mann und der Frau hätt's auch gut gefallen — aber nirgends ein Geld, nirgends Arbeit. Der Homaiet hat schon recht, wenn er sagt, es ist nix — denkt sich der Mann. Die Fanny liegt schon im Bett in der Kammer, da kommt die Anna, die siebenjäh- rige Tochter, vom Geschäft heim.

„Heut ist's aber spä“, sagt die Mutter.

„Behm Uhr“, entgegnet das Mädchen, „grab jetzt ist der Laden geschlossen worden; ist noch ein gutes Geschäft gegangen.“

„Was haben denn wir von dem schönen Ge- schäft“, murmelt der Alte. „Du radest Dich ab; bis gegen Uhr im Geschäft für die anderen Leut arbeiten.“

„Ja, bin arg müd“, sagt das Mädchen.

„Das glaub' ich“, entgegnete die Mutter.

„Haben's Dir was geschenkt?“

„Werb' schon noch was kriegen, heut' haben's keine Zeit gehat.“

„Zum Schenken haben die Leut' nie Zeit“, meint der Alte.

„Aber daß Du bis zehn Uhr Abends im Laden stehen mußt, dazu haben's schon Zeit gehat“, sagt die Frau.

„Ja — und Sie, Vater, ich mag es gar nicht sagen —“

„Was ist denn?“

„Sie, ich glaub', daß nach Neujahr nichts mehr ist für mich in dem Geschäft.“

„Was sagst Du da?“

„Ja, jetzt geht das Geschäft dann still, habe ich zu reden hören, und da werden die neu ein- gestellten Mädchen wieder fortgeschickt.“

„Wenn das wahr wäre“, sagte tonlos die Frau.

„Und am Weihnachtsabend schinden sie noch raus aus Einem, was zu schinden ist“, schreit der Mann.

„Die Vagage“, schimpft der Homaiet.

„Dann verzungeln wir halt dierzehn Tage früher“, sagt jetzt der Vater mit bitterem Humor.

„Aber ich glaub's vorderhand nicht.“

„Man muß an Vieles glauben lernen“, meint der Vater, „auf dieser Welt, und verlieren, an Manches zu glauben.“

Augen gesehen, welche der Schlaf stöß. Der Mann dachte an die Zukunst und an den Hunger und an die Noth. . . in heliger Nacht. . . O du selige, o du tröstliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Weihnachten!

Was bligt mir zu durch Winternacht,
Was hör' ich für Gesänge?
Es ist des Weihnachtsbaumes Pracht
Und Weihnachtsstiebelklang.
Es klingt mir in das Ohr so traut
Der Kinderstimmen froher Laut,
Dazu die Glocken hallen.
Und in der Kirch' der Christenheit
Verkündet man die Friedenszeit,
Der Menschheit Wohlgefallen!

Doch traurig werde ich gefunnt,
Wenn ich der Freud' gedente,
Die äußert so manch liebes Kind
Beim Anblicke der Geschenke.
Ich wünschte auch vor Lust und Freud
Ja meiner ersten Kindeszeit,
Im Spiel mit Christkinds Gaben. —
Die Eltern, das begreif' ich jetzt,
Womit sie mich so sehr ergötzt —
Für mich gedardt sie haben!

Es möchten ihrer Kinderschaar
Viel Eltern Freud' bereiten.
Doch ihr Noth spricht aus es wahr:
„Sie können's nicht bestreiten!“
Tief steht der Preis der Arbeitskraft,
Und ob auch Vater, Mutter schafft:

Der Lohn reicht kaum zum Leben!
Was deut' das Arbeitsloht' entbehrt,
Bos Kapital wird's aufgezehrt,
Zum „Wehrwört“ wird sein Streben!

Noch mehr ist's, das mich traurig stimmt
Am heil'gen Weihnachtsfeste.
Ein Weh ergaft mich und ergrimmt
Mich' ich in die Paläste;
Dort schmelzet man im Ueberfluß —
Des Volkes Arbeitslohn darben muß
Bei knappem Arbeitslohn.
Jahraus jahrein wird viel zu hart
Wegelen an des Volkes Markt,
Der Berechtigten zum Nothe.

Ich denk' der Arbeitslohn,
Die heute nirgends fehlen,
Und die geholt sind vor die Wahl:
„Verhungern oder sterben!“
Doch Aussicht ins Gefängnis droht
Dem, der besetzt den Zwang der Noth,
Will er den Hunger stillen.
Wird Arbeit ihm auch nicht zu Theil,
Dann such' er, wo er will sein Heil,
Doch ach! Geheßes Willen!

Doch auf, mein Volk, tret' unberzagt
Steht ein für deine Rechte!
Ein schöner Weihnachtsmorgen tagt
Dann künftigen Geschlechte.
Wann einß den Klassenunterschied
Ein grauer Nebel überzieht,
Dann wird es Freiheit geben,
Dann wird in voller Herrlichkeit
Auf Erden an die Friedenszeit,
Kuch der wir Alle streben.

Philipp Geroß.

den Mann für zur Hälfte erwerbsunfähig. Der dritte Gutachter (Sanitätstath Dr. Zerluthy-Lüdenfeld) hält den W. für einen Simulanten und vollständig erwerbsfähig; der Arm sei als geheilt anzusehen, Beistand liege nicht vor.

Der Siegerner Gutachter (Dr. med. Fritze) hat den Weber schon in Siegen für einen Simulanten gehalten. Dieser Gutachter erklärt, daß er vor Beginn der Verhandlung auf dem Korridor gesehen habe, wie W. ein ihm gereichtes Butterbrod angenommen habe, ohne im Geringsten mit der Hand zu zittern.

Die beiden Gutachter der Universitätsklinik zu Bonn (Dr. Ziminger und Professor Dr. Wigel), wo der Angeklagte beobachtet worden, halten W. unbedingt für einen Simulanten und für völlig erwerbsfähig; körperlich herabgekommen sei er nur durch die Anstrengungen der fortgesetzten Simulation.

Der Verteidiger (Rechtsanwalt Venzmann) plädiert, indem er auf die Unmöglichkeit so langen Simulanten hinweist und die ärztlichen Gutachten einseitig als unanfechtbar erachtet, namentlich wenn man sie gegen die Laien-Aussagen hält, auf Freisprechung. Das Urtheil lautete auf drei Monate Gefängnis! Der Angeklagte verließ den Gerichtssaal mit zitternder Hand, wie er gekommen war.

Rundschau.

An die Arbeitnehmer-Beisitzer der Gewerbe-gerichte Deutschlands. Der Unterzeichnete ersucht die Schriftführer bzw. Dolmänner der Arbeitnehmer-Beisitzer in den Gewerbegerichten um Angabe ihrer Adresse behufs der Bestäubung und Auskunftsverteilung bei Prozessen. Alle Arbeiter-Zeitungen werden um Abdruck gebeten.

Ein famoseres Mittel, die Arbeiter an das Geschäft zu fesseln, ihren Vereinigungen fernzuhalten und sie zu sich nicht mündenden Lohn-sklaven zu machen, hat die Aktiengesellschaft Hartung'sche Buchdruckerei in Königsberg angewendet, indem dieselbe folgende Bestimmungen in das "Statut der Hausbesitz" aufnahm.

2. Jeder in der Druckerei in Konbition tretende Buchdrucker oder sonst beschäftigte Arbeiter muß Mitglied der Kasse werden, wenn derselbe das 50. Lebensjahr noch nicht überschritten hat.

3. Wer aus der Konbition der Druckerei tritt, hört auf Mitglied der Kasse zu sein und verliert mit dem Tage des Austritts alle Ansprüche an dieselbe.

4. Mitglieder, welche länger als 10 Jahre Mitglied der Kasse waren, können auch nach ihrem (eventuellen) Austritt aus der Druckerei Mitglied bleiben, sobald sie ihre Beiträge und 15 Pfennig Zulage pro Woche regelmäßig weiter zahlen. Wer 6 Wochen keine Beiträge zahlt, gilt als ausgeschieden und verliert seine Ansprüche nach § 3, Abs. 1.

5. Das Bestehen der Kasse wird gestiftet: 1. Durch den beim Inspektoren zum Aufsichtsrath der Druckerei gewählten Betriebsfonds. 2. Durch wöchentliche Beiträge: a) der Buchdrucker resp. Buchbinder von 75 Pf. b) der Faktore von 30 Pf. c) der Lehrlinge und Mädchen von 15 Pf. d) des Geschäfts von 10 Pf. für jeden zur Kasse gehörenden Arbeiter. Für freiwillige Mitglieder nach § 4 ist der Geschäftsbeitrag nicht zu entrichten.

3. Durch Zinsen des anzunehmenden Kapitals. Mitglieder, welche keinen Pensionszulage erhalten, zahlen bei a) 20 Pf., b) 10 Pf. pro Woche weniger.

6. Werden die Ausgaben durch die Beiträge und Zinsen nicht gedeckt, so verpflichtet sich jedes Mitglied, nach Bedarf pro rata seines Beitrags einen höheren Beitrag zu zahlen. Die Höhe derselben beschließt eine vom Vorstande einzuberufende Verammlung mit Majoritätsbeschluß.

13. Die Kasse wird von einem Vorstand aus drei Personen, und zwar von einem der beiden Direktoren und zwei Geschäfen verwaltet. 23. Die Kasse kann nur durch eine Urabstimmung sämtlicher Mitglieder aufgelöst werden, und zwar, wenn sich drei Viertel sämtlicher Mitglieder dafür erklären.

können, und müssen diese, um ihrer Ansprüche auf die Hauskasse nach langer Beitragsleistung nicht verlustig zu gehen, Alles über sich ergehen lassen, was der Herr Direktor behufs Erzielung hohen Geschäftsgewinns über sie verhängt. Und das nennen die rechtsinnigen „Herren“ Wohlfahts-einrichtung!

* Vexelle Arbeit. Von Seiten des großherzoglich-hessischen Ministeriums sind die hiesigen Handelskammern zur schleunigen Ausführung darüber in Acht worden, ob in ihren Bezirken in letzter Zeit Arbeits-einstellungen und Arbeiterentlassungen in größerem Umfange vorgekommen oder im Laufe des Winters noch zu erwarten sind, sowie darüber, ob bezüglich einzelner in dem Handels-kammer-Bezirk vertretener Produktionszweige augenblicklich besonders ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse bestehen und worauf dieselben zurückzuführen sind. Die betreffenden Erhebungen sollen, wie es heißt, dazu dienen, um übertriebenen, die Öffentlichkeit aufregenden Behauptungen über augenblicklich bestehende Nothstände im gegebenen Falle entgegenzutreten zu können.

* Der Kassirer der General-Kommission und Vorsitzende des Zentralverbandes der Maurer Deutschlands, A. Damann, ist am 13. Dezember in Hamburg gestorben. Die Arbeiterbewegung verliert an Damann einen wackeren, treuen Kämpfer. Das Amt eines Kassirers bei der General-Kommission ist nun von derselben ihrem seitherigen Mitglied A. Demuth übertragen worden.

* Wie groß das Elend in Arbeiterfamilien ist, ergibt sich aus einem in „Sächs. Volksblatt“ abgedruckten Brief aus Crefeld vom 28. Nov. d. J. Es heißt darin u. A.: „Hier in Crefeld ist eine traurige Zeit. Es ist kaum zu glauben. Vorige Woche tagte eine Versammlung der Arbeiter in dem großen Redhischen Saale. Es hatten sich ungefähr 5000 Personen eingefunden. Der Oberbürgermeister sowie der ganze Stadtrath waren eingeladen, es ist aber keiner von den Herren erschienen. Da kamst Du wohl leicht denken, welche Reden da gehalten wurden. Vorige Woche stahl ein zwölfjähriger Junge einen Laib Brot, er wurde aber ertrappt und zur Polizei gebracht. Er gab an, sein Vater hätte schon 8 Wochen keine Arbeit, er hätte noch 5 jüngere Geschwister. Sein Vater hätte schon Alles zum Pfandhause gebracht, sie hätten schon zwei Tage kein Schnittchen Brot im Hause, er konnte nicht mehr ändern, wie seine kleinen Geschwister um ein Stückchen Brot schreien. Es wurde ein Polizeikommissar beauftragt, sich bei den Eltern zu erkundigen. Als er bei den Leuten ankam, war die Frau am Ofen mit einem Topf beschäftigt. Die Frau wurde erschreckt, sie hielt ihre Schürze über den Topf. Dem Beamten kam dieses verdächtig vor. Weil in letzter Zeit sehr viele Hunde abhanden gekommen sind, glaubte der Beamte, vielleicht hier im Topfe könnte ein Stück Hund sein. Er befohl der Frau, die Schürze vom Topfe zu thun — aber, wie groß war sein Entsetzen, als er gestampfte Kartoffelschalen erblickte, welche die Mutter für ihre sechs Kinderlein gefischt! Noch zu bemerken ist, daß es sehr drave Leute sind. Solche Familienverhältnisse kann man hier tausende finden. Ich bin nun schon 18 Jahre in Crefeld, aber so schlecht habe ich es hier noch nicht gekannt, ich habe auch schon viel Arbeitsmangel gehabt, ich will aber noch immer zurücheln sein gegen andere Familien. Es ist ein traurig Treiben hier, die Leute können keinen Hauszins zahlen und die Hauseigentümer können ihren Kapitalisten die Zinsen nicht geben. Die Folgen sind: die Häuser kommen unter Hammer und gehen zum Spottpreis zum Kapitalisten über. So geht es Tag für Tag, so verschwindet hier der Mittelstand, noch ein paar Jahre, dann ist hier bloß noch Eoelmann und Bittelmann.“ — Wird man diese Schilderung auch als „übertriebene, die Öffentlichkeit aufregende Behauptungen“ ansehen wollen?

* Aus Sera wird berichtet: Auf einer nächtlichen Razzia begriffen, fanden ein Gerar Gerbard und ein Nachwächter in einer Ziegelei zwei arme obdachlose Teufel, welche sich an diesen Ort gemacht hatten, um in der Nähe des wärmenden Ofens die Nacht hinzubringen. Sie befanden, den ganzen Tag vergeblich umhüben nach Arbeit gehalten zu haben. Der Gerbard beschränkte sich nun nicht etwa darauf, seines Amtes zu walten, und die beiden in Gewahrsam zu nehmen, sondern soll den einen arg mißhandelt haben. Der Geschlagene giebt an, daß er, nachdem er einige Wort der Enschuldigung geflammelt, einige Faustschläge ins Gesicht erhalten habe; mehrere große blaue Flecken an den Augen, von denen das eine gefährlich verletzt, herausgewollten und roth erichtet, befähigen seine Angaben. Der linke Backen ist an seinem unteren Theile die angeschwollen, ebenso die eine Hand und am Ellenbogen befindet sich eine Verwundung. Zudem will der Mann einen Kolbenstoß gegen den Brustkasten erhalten haben, der ihm Schmerzen beim Atmen verursacht, und bei einem zweiten Stoß zur Erde gefallen sein, so daß auch die Schulter schmerzt. Von seinem Kopf, der jedenfalls sein einziges Eigentum ist, ist das Vordertheil auf einen halben Meter Länge heruntergerissen, kurz, daß diese Fliege von Mann schweren gewaltthätigen Angriffen ausgelegt gewesen ist, ersticht man aus alledem, und er giebt vor, daß der Gerbard ihn so zugerichtet habe. Seine Ver-

mühungen beim Polizeiarzte, Aufnahme im Krankenhaus zu finden, sind bis jetzt erfolglos geblieben. — Das sind herrliche Zustände; es soll aber an der heutigen Gesellschaftsordnung nicht gerüttelt werden.

* In der Nidelsfabrik zu Schwerte sind — nach einer Mitteilung aus Bilen — 80 Personen wegen Unterschlagung verhaftet worden.

* Die „Einigkeit“ berichtet aus Wien: In der Buchbinder des Herrn Adolf Reichel, I. Baderstraße 8, ergab sich durch die grobe Behandlung des Personals seitens des Arbeitgebers, der Nichtzahlung der Feiertage und durch die sanitären Uebelstände eine große Unzufriedenheit, die vorige Woche ihren Höhepunkt erreichte, indem an den Arbeitgebern, bei eventueller Arbeits-einstellung, folgende Forderungen gestellt wurden: 1) Zahlung der Feiertage, 2) Abheilung der sanitären Uebelstände, 3) Ergänzung des Bezirkes und 4) bessere Behandlung. Auf das hin setzte Herr Reichel sich mit seinen Arbeitern auseinander und bewilligte die gestellten Forderungen. Dieser Erfolg ist nur durch das geschlossene und energische Vorgehen der dortigen Kollegen möglich gewesen. — Dieses Beispiel wird zur Nachahmung belohnend empfohlen.

* Zu dem vom 24. bis 27. Dezember in Wien stattfindenden österreichischen Gewerkschaftskongress werden die Gewerkschaften Deutschlands von der Gewerkschaftskommission freundlichst eingeladen.

* Ein internationaler Arbeiterschußkongress soll im Jahre 1894 — laut Beschluß des am 3. April d. J. in Biel stattgefundenen schweizerischen Arbeiterschußkongresses — in der Schweiz tagen und ist zur Einberufung des Kongresses der Bundesvorstand des schweizerischen Arbeiterbundes beauftragt worden. Die Beauftragten machen nun bekannt, daß der Kongress in Zürich stattfinden wird und laden alle Arbeitervereine und Körperchaften aller Länder ein, sich auf eine starke Vertretung am Kongress zu rufen. Nicht darüber, ob staatlicher Arbeiterschuß berechtigt, notwendig und bringlich sei, soll diskutiert werden, sondern nur über das Maß des Arbeiterschußes und über die Mittel zu seiner Verwirklichung.

Die Dauer des Kongresses darf auf eine Woche (vom Montag bis zum Sonnabend) angenommen werden. Als Tagesordnung sind vorläufig folgende Punkte aufgestellt:

- 1. die Sonntagsarbeit;
2. die Arbeit der Kinder und jungen Leute;
3. die Arbeit der Frauen;
4. die Arbeit erwachsener Männer;
5. Mittel und Wege zur Verwirklichung des Arbeiterschußes.

Die Tagesordnung kann vielleicht durch den Kongress um den einen oder anderen Punkt vermehrt werden, aber sie soll durchaus nicht über das Gebiet des Arbeiterschußes hinausgehen.

Der schweizerische Bundesrat hat auf Ansuchen des Bundesvorstandes bereits 3000 Frs. Beitrag zu den Kosten bewilligt.

* Die Droghentfurter von Neapel haben zum großen Theil die Arbeit eingestellt; einige Verhandlungen wurden vorgenommen.

Lohnkämpfe in Amerika. Wegen einer Lohnreduktion von 10 Prozent stellten sämtliche Kohlengräber der Gensonggesellschaft „Broad Top Region“ in Huntington (Pa., Nordamerika) die Arbeit ein.

Die Arbeiter der Chors Eisenwerke in Albany (Etat New York) weigerten sich, eine 10prozentige Lohnreduktion anzunehmen, und stellten die Arbeit ein.

400 Bergarbeiter in Terre Haute (Indiana) legten die Arbeit nieder, weil die Minengesellschaft Siebe eingeführt hat, welche gegen den abgeschlossenen Vertrag verstoßen und die Arbeiter dadurch Lohnsenkung erlitten.

Die Kohlengräber der Bancouer Kohlenkompanie in Manajimo (B.-C., Nordamerika), welche seit Oktober im Streik standen, schlossen einen Kompromiß mit den Unternehmern ab, wo-

sie sich mit einer Lohnreduktion von 10 Prozent auf die Dauer von 6 Monaten einverstanden erklärten. Die Kapitalisten wollten eine 20prozentige Reduktion der Löhne für immer einführen. 1000 Mann nahmen die Arbeit wieder auf.

Die Bergleute der Schächte Hippop South Ball'y und Junction in Petersburg (Etat Illinois) haben die Arbeit eingestellt.

Literarisches.

„Die Neue Zeit“, Revue des geistigen und öffentlichen Lebens (Stuttgart, J. F. W. Diez Verlag), erscheint in wöchentlichen Heften à 20 Pf. (pro Quartal 2,50 Mk.) und ist durch alle Buchhandlungen und Postreure zu beziehen. Erhältlich ist Heft 12.

„Sozialpolitisches Zentralblatt“ (herausgegeben von Dr. Heim. Braun, Verlag von Carl Heymann, Berlin W., Mauernstr. 44). Jeden Montag erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Preis vierteljährlich 2 Mt. 50 Pf., Einzelnummer 20 Pf. Erhältlich ist Nr. 12.

Von den im Verlag von J. F. W. Diez in Stuttgart erscheinenden beiden naturwissenschaftlichen Werken „Die Pflanzenwelt“ und „Die Thierwelt“ von W. Bommeli ist schon Lieferung 18, 19 und 18a, 19a erschienen. Heft 18 der „Pflanzenwelt“ enthält die Farne, die Insektenfressende Pflanzen im Torfmoos; ebenso enthält Heft 18a der „Thierwelt“ die Farne, die Insektenfresser.

Die beiden reichillustrirten Werke sind Jedem, der sich für die Naturwissenschaften interessiert, auf das Angenehmste zu empfehlen. Preis pro Lieferung 20 Pf.

In wärthiger, dabei außerst eleganter Ausstattung bietet uns der Verlag von R. Ernst in München ein neues wissenschaftliches Buch, „Aus dem Klassenkampf“, von R. Ernst, — Quard Fuchs, Karl Kautz, Ernst Klar — ihr Lieberbuch. Und die Beiträge so wohl als das gesamte Arrangement rechtfertigen diesen Titel vollst. Es ist der fröhliche Überblick von den gewaltigen Gegenwärtigen Kämpfen, der uns aus diesem Buche entgegentritt, es sind Klänge, wie sie eben nur von solchen wiedergegeben werden können, die mitentritt im Kampfe stehen.

Dieses Buch, das nicht für den Salon, sondern für die im Klassenkampf stehenden Arbeiter geschrieben ist, darf ohne Zweifel als eine Bereicherung der neueren sozialistischen Literatur bezeichnet werden. Und dadurch, daß der Verlag das Buch trotz seines Umfanges und trotz seiner eleganten Ausstattung zu einem außerordentlich billigen Preise — gebunden 1,50 Mt., broschirt 1 Mt. — liefert, wird es sehr bald überall Eingang finden.

Dr. A. Hoffmann's Verlag, Pankow-Berlin, erlischen soeben zum Weihnachts- und Neujahrsest eine werthvolle Agitationsschrift: „Friede an Eden? Ein Weihnachts-Traum für Erwachsene. — Ein neues Jahr — ein schlimmeres Jahr!“ Eine Wohnung in erster Etage, 5 Stunden. Aus der Feder des Verfassers der „Zeitboten“, Genossen Adolph Hoffmann. Die beiden Artikel sind im vergangenen Jahre bereits in „Zeiter Aufbäumen“ zum Abdruck gelangt und haben allgemeines Aufsehen erregt und Anerkennung gefunden, so daß der Verfasser entschlossen hat, dieselben in Druckform zu lassen. Wiedererläufer und Vereine u. erhalten bei Parteilagen hohen Rabatt.

Briefkasten.

Um gefällige Einlegung älterer Exemplare der Nummern 16, 40 und 48 dieses Jahrgangs wird ersucht. G. S. in Berlin. Bericht für diese Nummer zu hat eingetroffen.

Abänderungen im Adressenverzeichnis. Umänderung im Verzeichnis der Reise-Unterstützungsausgeber.

Dielefeld, H. Vg. Gashof zur Stadt Frankfurt (Kasseler), Ritterstraße 45. Derselbst übernehmende Verbandsmitglieder erhalten eine Schlafmarke unentgeltlich.

Bekanntmachung

des Zentral-Arbeitsnachweises. Ein tüchtiger Warmortier findet dauernde Stellung in einer Geschäftsbücher-Fabrik Hannover.

Bei schriftlichen Anträgen ist der Mitgliedschaftsloos anzugeben und Freimarkt zur Rückantwort beizulegen.

Für den Zentral-Arbeitsnachweis: W. Brille, Berlin NO., Al. Frankfurterstr. 5, Hof 1, I. V.

Mitgliedschaft Hannover.

Unser diesjähriges 5202] [8.40

Weihnachts-Fest findet am Dienstag den 26. Dezember in Wilkening's Geschäftsband, Bahrenwalderstraße 86, statt. Dasselbe besteht aus humoristischen und deflamatorischen Vorträgen, Weihnachts-Feier, Verlosung verschiedener Gegenstände und Ball. Entree: für Herren 20 Pf., Damen frei. Anfang 4 Uhr. Um zahlreichen Besuch bittet Das Komité.

Den Leipziger Helfen-Larif empfindt der Buchdrucker in Leipzig, einig à 25 Pf., in Berlin von 10 Stück an 30 Prozent Rabatt, etc. in Porto. — Zu beziehen durch den Kassirer P. Kaiser, Leipzig-Strebitz, Kronprinzenstraße 16. O. Th. Winckler 16.30 Leipzig. Abtheilung A: Grosshandlung in Schreib- u. Lederwaren. Abtheilung B: Anstalt für Buchbinderei-Redarf. Abtheilung C: Kostentfreie Vermittlung von Stellenangeboten u. -gesuchen. Kostenfreie Aufz. von Käufern u. Verkäufern bestehender Geschäfte, gebrauchter Maschinen u. s. w.